

Muhlis Ari

mit Christoph Straßer

SIE NANNTEN MICH MEHMET

**Geschichte
eines Ghetto Kindes**

© des Titels »Sie nannten mich Mehmet« (978-3-86883-318-8)
2013 by Riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

riva

Aber wenn alle Instrumente versagt haben, hat der Staat im Ausländerrecht ein Instrument, das er bei Deutschen nicht hat. Das ist eine keineswegs gerechte Ungleichbehandlung, die aber im Gesetz vorgesehen ist.

Christian Ude (SPD), Oberbürgermeister Münchens im Spiegel
32/1998

.....

Mein Name ist Muhlis Ari.
Aber man kennt mich als Mehmet. Mehmet, das Crime-Kid.
Mehmet, das Horror-Kid. Mehmet, der Seriengangster. Mehmet,
das Klaukind. Mehmet, der Schrecken von Neuperlach.

Das sind zumindest die Namen, die mir gerade einfallen. Die Presse war über die Jahre sehr kreativ, und vielleicht werde ich alle Namen, die man mir gegeben hat, auch die schlimmeren, eines Tages in einem eigenen Buch auflisten.

Wie schon der Rest meines bisherigen Lebens, so wurde auch der Umstand, dass ich ein Buch schreibe, oft und heftig kommentiert. Im Laufe der Zeit habe ich mir abgewöhnt, zu jeder Schlagzeile, jeder Titelseite, jeder Behauptung über mich öffentlich Stellung zu beziehen. Wieso aber »ausgerechnet der kriminelle Türkenjunge, der besser bleibt, wo der Pfeffer wächst« ein Buch schreibt, das möchte ich gern erklären.

Ich hatte in meinem Leben sehr oft mit den Medien zu tun. Das erste Mal im Alter von 14 Jahren. Selbst erwachsene Menschen tun sich im Umgang mit Zeitungen und Fernsehen schwer, machen sich entweder freiwillig oder unfreiwillig zum Affen oder müssen zusehen, wie in der Öffentlichkeit ein Bild von ihnen entsteht, das nicht der Wahrheit entspricht. Selbst prominente Menschen als ich, die über mehr als genug Mittel verfügen, sich gegen falsche Behauptungen zu wehren, kämpfen oft vergebens gegen Schlagzeilen oder Lügen an.

Sätze wie »Wer sich verteidigt, klagt sich an« oder »Wo Rauch ist, ist auch Feuer« sind zu sehr eingebrannt in die Gehirne der Menschen. Die allermeisten Leser und Zuschauer glauben genau das, was man ihnen vorsetzt. Und ich nehme es ihnen gar nicht übel. Wer hat schon Zeit und Lust, sich wirklich intensiv mit jeder einzelnen Nachricht auseinanderzusetzen, die einem im Laufe des Tages via Internet, Fernsehen oder Zeitung begegnet? »Mehmet« war und ist ein Thema, mit dem sich polarisieren und Stimmung machen lässt. Zu gern liest man schließlich, dass ein Schwerverbrecher wie Mehmet seine gerechte Strafe erhalten hat und des Landes verwiesen worden ist. Dass er als Geschäftsmann gescheitert ist. Dass er sich in der Türkei nun genauso rüpelhaft benimmt wie vorher in Deutschland ...

Ob dies alles der Wahrheit entspricht, interessiert da nur am Rande.

Und darum also ein Buch.

Ich will meine Sicht der Dinge zeigen. Ich will zeigen, dass ich kein Monster oder Superkrimineller bin – und ich finde, ein Buch ist dazu die beste Gelegenheit. Ich werde in diesem Buch erzählen, wie ich selbst mein Leben wahrgenommen habe. Ich werde erzählen, wie ich die Situationen in dem Moment empfunden habe, als sie passiert sind. Das wird viele Menschen abschrecken, viele werden mich noch mehr hassen, als sie es ohnehin schon tun. Aber ich will bei der Wahrheit bleiben und nichts beschönigen.

Meine Hoffnung ist, dass sich dadurch ein vollständiges Bild von mir, Muhlis, ergibt. Das Bild eines Jungen aus München, der Dinge getan hat, die keinesfalls zu rechtfertigen sind. Aber eben auch das Bild eines Kindes von 14 Jahren, das oftmals nicht wusste, was es tat, und das nicht selten den falschen Leuten in die Hände geraten ist.

Wenn ich also die Meinung, die Sie als Leser möglicherweise bis heute zu mir gehabt haben, auch nur ein wenig ändern kann, dann habe ich mein Ziel erreicht. Ich danke Ihnen, dass Sie bereit sind, sich meine Seite der Geschichte anzuhören.

Teil 1

München-Neuperlach,

Deutschland

© des Titels »Sie nannten mich Mehmet« (978-3-86883-318-8)
2013 by Riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

Was für ein feiger, widerlicher Mensch, der durch brutales Prügeln seine Mitschüler terrorisierte und in München Angst und Schrecken verbreitete.

Tobias Westphal am 21. September 2012 in der *Jungen Freiheit*

.....



Ich hab' dich was gefragt, du Pisser!«

Ich machte einen Schritt auf den Typen zu, der sich sofort hilflos umschaute. Er war vielleicht neun oder zehn Jahre alt, also nicht älter als wir.

Marco und Dimo standen von der Tischtennisplatte auf und kamen zu uns herüber. Klar, der kleine Penner überlegte, ob er abhauen konnte, das hatten auch sie gleich erkannt.

»Bist du'n Depp, oder kannst du nicht sprechen?«, fragte ich den Jungen, der jetzt die Fäuste ballte.

Man konnte fast riechen, dass er sich gleich in die Hosen machte.

Ich holte aus und gab ihm eine Ohrfeige. Auch Issam und Stefan kamen zu uns herüber, hielten aber noch Abstand. Sie wussten, dass ich den Deppen hier ohne Probleme allein schaffte.

Er hielt sich die Wange, sagte aber kein Wort.

Ich drehte mich lachend zu meinen Freunden um.

»Der ist behindert oder so. Der redet einfach nicht.«

Stefan kam zu mir und klopfte mir auf die Schulter.

»Lass' mich mal«, sagte er und holte ohne ein weiteres Wort aus.

Seine Faust traf den Jungen direkt im Gesicht. Er taumelte ein paar Schritte zurück, fing sich dann aber wieder und starrte uns, an einen Zaun gelehnt, mit riesigen Augen an.

»Lasst mich in Ruhe«, sagte er plötzlich leise. »Ich wollte nur zum Bus.«

»Der Bus ist jetzt weg«, grinste Admir.

»Was glotzt du uns dann so scheiße an, statt zu deinem scheiß Bus zu gehen? Hm? Was du so geglotzt hast, hab' ich dich gefragt.«

Ich ging wieder zu ihm, packte ihn am Kragen und schmiss ihn mit Wucht gegen den Zaun.

Der Typ machte einen Satz und rannte los.

»Der Wichser haut ab!«, rief ich, aber Stefan hatte ihn schon mit einem Tritt in die Beine gestoppt.

Der Junge fiel hin und heulte laut auf, ich rannte zu ihm und trat ihm mit ganzer Wucht in den Bauch. Der Typ krümmte sich, und ich konnte sehen, dass er sich bei seinem Sturz die Handflächen am Asphalt aufgerissen hatte.

»Wenn du das nächste Mal hier vorbeikommst, dann glotzt du nicht mehr, kapiert?«

Ich stand über ihm und trat ihn ein weiteres Mal.

»Ob du das kapiert hast, hab' ich dich gefragt.«

»Ja ...«, jammerte der Junge am Boden.

»Ja, was?«, schrie Stefan und trat ihn ebenfalls.

»Ja, ich hab' das kapiert.«

Mittlerweile liefen ihm die Tränen aus den Augen, außerdem kroch schon der erste Rotz aus seiner Nase.

»Lass mal abhauen«, schlug Admir vor. »Bevor der sich noch vollpisst.«

Ich nickte, und Dimo spuckte den am Boden Liegenden noch an, bevor wir wieder zu unserem Platz bei der alten Tischtennisplatte gingen.

Aus den Augenwinkeln sahen wir, dass der Kleine aufstand und sich vom Acker machte. Eine gute Idee, wenn er nicht noch mehr Schläge kassieren wollte.

»Der hat sich bestimmt vollgeschissen, der Schwule«, lachte Stefan, während Dimo das erbeutete Portemonnaie durchwühlte.

»Dann hast du jetzt die Scheiße am Schuh, Muhlis«, grinste Marco.

»Verpiss dich«, sagte ich und stieß ihn ein Stück von mir weg. »Wenigstens stinkt dann nur mein Schuh, nicht wie bei dir alle Klamotten.«

»Hurenzon«, maulte Marco und hockte sich auf die Wiese.

»Hurenzon« war eine unserer speziellen Abwandlungen. »Hurensohn« sagte hier schließlich jeder.

Dimo warf das Portemonnaie in ein Gebüsch.

»Kein Geld, nur der Kinderausweis und 'ne scheiß Monatskarte«, sagte er.

Die nächste Stunde verbrachten Marco, Dimo, Admir, Stefan, Issam und ich damit, uns gegenseitig zu verarschen und irgendwelchen Scheiß zu erzählen. So wie immer hier bei uns im Hof.

Der Hof, das war eine Wohnsiedlung in München-Neuperlach. Eine große Grünfläche, umringt von Hochhäusern. Hier wohnten wir in großen, grauen Dingern, die von außen alle gleich aussahen und noch bis heute aussehen. Eine kleine Welt für sich, die man eigentlich nie verlassen musste. Diejenigen, die Jobs hatten, arbeiteten normalerweise irgendwo gleich um die Ecke, und einkaufen konnte man ebenfalls direkt im Viertel, da man uns immerhin das PEP vor die Nase gesetzt hatte, das Perlacher-Einkaufs-Paradies. Ich hatte mich immer gefragt, warum man »Einkaufsparadies« nicht zusammengescriben hatte. Wahrscheinlich, weil PEP einfach besser klang als PE. So war das hier. Egal, wie scheiße irgendwas war, es sollte zumindest gut aussehen. Vermutlich aus demselben Grund hatte man auch möglichst viele Bäume und Grünflächen zwischen die Betontürme gepflanzt.

»Soll'n wir ins PEP?«, fragte Admir.

Wir zuckten alle mit den Schultern, standen aber vom Rasen und der Tischtennisplatte auf, um uns auf den Weg zu machen. Niemand von uns hatte je Geld dabei, von ein paar Pfennigen vielleicht abgesehen, trotzdem hingen wir im PEP eigentlich die meiste Zeit des Tages rum. Wenn wir nichts Besseres zu tun hatten, was sehr selten der Fall war. Außerdem war es erst früher Nachmittag, wir waren erst vor zwei Stunden aus der Schule gekommen, also lag noch eine ganze Menge Tag vor uns. Und zu Hause rumhängen kam nicht infrage. Zu langweilig. Da war das riesige Einkaufszentrum schon interessanter, die Einkaufsstraßen auf mehreren Etagen, die Supermärkte, Drogerien, Boutiquen, Apotheken ... Im PEP gab es praktisch alles. Ganz

genau wie in einer amerikanischen Mall. Zumindest stellten wir uns das so vor, denn abgesehen von den Urlauben in unseren jeweiligen Heimatländern hatte noch keiner von uns Deutschland verlassen. Marcos Eltern waren Italiener, Dimo kam ursprünglich aus Kroatien, genau wie Admir. Allerdings war er Bosnier, glaube ich. Egal, für uns waren beide Jugos. Issam kam aus dem Iran, und Stefan hatte das Pech, deutsche Eltern zu haben. Für ihn gab es deshalb keine zwei oder drei Wochen Sonne im Jahr wie für mich, wenn meine Eltern mit mir und meinen beiden älteren Brüdern in die Türkei flogen. Meine Eltern besaßen dort ein kleines Haus in der Nähe von Çerkezköy, einer Industriestadt etwa einhundert Kilometer westlich von Istanbul. Das haben sie bis heute noch.

Wir betraten das PEP und suchten als Erstes nach einer Möglichkeit, uns zu setzen. In den Läden hatten wir ohne Geld nichts verloren, weswegen wir erst einmal sehen wollten, was der Tag so brachte. Wir gingen zu einer der Bänke, die man überall verstreut aufgestellt hatte, damit sich die Leute, die hier einkauften, ab und zu etwas ausruhen konnten. Ich sprang auf die Sitzfläche, und die Oma, die bereits dort hockte, zuckte vor Schreck zusammen.

»Was ist?«, fragte ich und setzte mich so auf die Lehne, dass ich mit dem Fuß ihre Einkaufstasche umwarf.

Die Frau schüttelte den Kopf und sah etwas sauer zu mir herauf, sagte aber nichts, weil auch die anderen fünf nun zu der Bank kamen. Sie krallte sich ihre Tüte und machte sich wieder auf den Weg. Wir hätten ihr nichts getan, aber es war ja nicht unser Problem, wenn sie Angst hatte. Wir verteilten uns auf der Bank und schauten uns die Leute an, die an uns vorbeiliefen.

»Ich hab' Durst«, sagte Admir und schaute gequält.

»Dann hol' dir doch was, du Depp«, antwortete Issam, und wir anderen lachten.

»Dann gib mir Geld, Idiot.«

»Bin ich das Sozialamt, Spasti?«

»Muhlis, hol mal Cola für uns«, sagte Stefan, der sich neben mich gesetzt hatte und mich mit der Schulter anstieß.

»Wie denn? Ich hab' nix einstecken«, sagte ich.

Stefan begann, an meiner Jacke zu zupfen.

»Wie vorgestern eben. In die Taschen passen doch locker drei Dosen. Können wir ja dann teilen.«

»Mach doch selbst«, sagte ich nur und riss den Stoff meiner Jacke aus seinen Fingern.

»Traust dich nicht?«, schaltete sich nun auch Marco ein, und sofort waren alle Augen auf mich gerichtet.

»Klar trau' ich mich, ich hab' nur keinen Bock. Ich sitz' hier nur.«

»Wenn Muhlis Angst hat, dann geh ich eben«, maulte Dimo und stand von seinem Platz auf. »Ist ja wohl kein Problem, mal eben Cola zu holen.«

Ich stellte mich auf die Bank und sprang herunter.

»Ich komm mit, sechs Dosen passen bei dir doch gar nicht in die Jacke.«

»Cool«, nickte Dimo, und gemeinsam entfernten wir uns von der Gruppe. Wir kamen uns wie zwei Elitesoldaten vor, die sich für das Team in die Schlacht warfen. Cola oder sonst irgendwas zu klauen war zwar überhaupt keine Schwierigkeit, wir hatten das schon x-mal gemacht, aber immer wieder genoss ich die bewundernden Blicke meiner Freunde, wenn ich mich bereit erklärte, ihnen etwas zu besorgen. Dimo und ich betraten einen kleinen Supermarkt, der etwas teurer war als die Discounter und in dem deswegen nicht ganz so viel los war wie in den größeren Geschäften. Hier »kauften« wir öfter mal ein, denn ohne lange Schlangen an den Kassen war es einfacher, abzuhauen, wenn man doch erwischt werden sollte. Wir schlenderten gemütlich in die Getränkeabteilung und sahen uns um, ob irgendeine Verkäuferin in der Nähe war. Dann nahm Dimo zwei Dosen Cola aus dem Regal und schob sie in seine Jackentaschen. Ich machte das Gleiche, versuchte aber, noch zwei mehr zu ergattern. Immerhin waren wir zu sechst, und wenn ich mit zwei Dosen mehr als Dimo aus dem Geschäft käme, würde er den Rest des Tages pausenlos verarscht werden, weil er auf Nummer sicher gegangen war. Die letzte Dose passte nicht ganz in die Außentasche, gleichzeitig wollte ich sie nicht wieder herausholen, um sie in die Innentasche zu schieben. Das wäre zu auffällig gewesen, denn je mehr man herumzappelte, desto größer waren die Chancen, erwischt zu werden. Die Dose ragte also ein Stück heraus. Kein

Problem, dachte ich und hielt meine Hand unauffällig darüber. Wenn irgendwer was sagte, könnte ich ja immer noch behaupten, ich hätte sie schon mit hergebracht.

Oder so etwas in der Art.

Dimo und ich machten uns auf den Weg zum Ausgang. Als wir durch den Kassenbereich kamen, lächelten wir einer der Kassiererinnen freundlich zu, Dimo verabschiedete sich sogar noch von ihr. Ein paar Schritte weiter öffnete sich vor uns die Automatiktür. Die letzten paar Meter waren immer die schlimmsten, denn jetzt, wo wir das Ziel fast erreicht hatten, fiel es einem besonders schwer, nicht gleich loszurennen, sondern weiter natürlich und entspannt zu bleiben. Dimo warf einen kurzen Blick über seine Schulter, als er den Laden verließ. Draußen vor der Tür drehte er sich zu mir um und grinste breit.

»Siehst du, kein Problem«, sagte er.

Dann schaute er plötzlich eigenartig.

»Was ist?«, fragte ich, und noch ehe ich den Laden ganz verlassen hatte, spürte ich eine Hand, die mich am Kragen meiner Jacke packte.

»Darf ich mal in deine Taschen schauen?«, sagte eine Stimme hinter mir.

Dimo machte, dass er wegkam, und auch ich versuchte, mich von dem Kerl hinter mir loszureißen, was mir aber nicht gelang.

»Scheiße ...«, sagte ich schließlich und ließ mich in das Büro des Filialleiters schieben.

Ich hockte auf einem Bürostuhl, und vor mir auf dem Schreibtisch stand meine Beute, vier Dosen Cola. Der Ladendetektiv hatte sich breitbeinig vor den einzigen Ausgang gestellt und wartete, bis es an der Tür klopfte. Er öffnete, und zwei uniformierte Polizisten betraten den kleinen, muffigen Raum.

»Servus«, grüßte der Detektiv die Beamten, die sich gleich vor mir aufbauten.

»Na, wen haben wir denn hier?«, fragte einer der Männer.

»Ladendiebstahl«, antwortete der Detektiv. »Ich hab' das Protokoll schon ausgefüllt.«

»Dich kennen wir doch, oder?«, fragte mich einer der Polizisten.

»Kann sein«, sagte ich und besah mir gelangweilt die Zettel, die überall an der Wand befestigt waren.

Einsatzpläne der Mitarbeiter, irgendwelche Telefonnummern, Bestellzettel, auf denen einzelne Posten rot markiert waren. Der übliche Büroscheiß.

»Wir haben dich doch letzte Woche erst nach Hause gefahren. Was ist denn jetzt schon wieder?«

Ich antwortete auf die Frage gar nicht. Letzte Woche hatte man mich erwischt, als ich ein paar Kinderriegel in einem Drogeriemarkt eine Etage höher eingesteckt hatte. Ich hatte einfach keinen Bock gehabt, mich wegen der paar Pfennig ewig an der Schlange anzustellen, na und? Überhaupt konnten die beiden Idioten mir gar nichts, das wusste ich. Wenn man noch keine 14 Jahre alt war, konnte man praktisch tun und lassen, was man wollte. Die Bullen kamen, sagten: »Das darfst du aber nicht, du böser Bub«, und dann ließen sie einen wieder gehen. Relativ langweilige Geschichte.

»Kann ich jetzt gehen?«, fragte ich und sah zu den Polizisten auf. »Meine Freunde warten auf mich.«

»Du bleibst schön sitzen, Freundchen«, sagte der jüngere der Bullen. »Wir klären erst mal, was du hier hast mitgehen lassen, dann bringen wir dich zu deinen Eltern.«

Ich rollte angeödet mit den Augen. Was gab's denn hier noch zu klären? Da standen die scheiß Dosen doch. Es war vollkommen klar, was passiert war.

Der Ladendetektiv kopierte einen Zettel für die Polizisten. Dann verließen wir das Büro, und ich ging voran in Richtung Ausgang. Einige der Kunden des Supermarktes beobachteten die Szene, und ich begann, schief zu lächeln. Lieber wäre ich tot umgefallen, als so auszusehen, als würde ich mich schämen. Das tat ich nicht. Ich fand's ätzend, dass man mich erwischt hatte, aber das war's dann auch schon.

Gegenüber dem Laden hatten sich meine Freunde versammelt, um auf mich zu warten. Ich musste grinsen, als ich sah, dass Marco gerade den Rest der geklauten Cola trank.

»Ihr könnt mich in zehn Minuten zu Hause abholen«, rief ich ihnen zu und ging mitsamt den Polizisten durch die Einkaufspassage zum Parkplatz, wo der Polizeiwagen quer vor einem Seiteneingang stand. Einer der Beamten hielt mir die Tür auf, und ich setzte mich auf den Rücksitz. Wenigstens musste ich nicht nach Hause laufen, auch wenn es nur ein paar Meter waren.

* * *

»Was hast du wieder gemacht?«, rief meine Mutter und warf dramatisch die Hände in die Luft.

»Frau Ari, Ihr Sohn hat ...«, setzte einer der Polizisten an, dann holte meine Mutter aus und versetzte mir eine schallende Ohrfeige.

Einer der Männer stellte sich zwischen meine Mutter und mich und redete auf sie ein, um sie zu beruhigen. Aber das hatten schon ganz andere versucht.

»Immer machst du nur Unsinn«, rief meine Mutter und holte erneut aus.

Der Polizist hielt ihren Arm fest und sagte in strengem Ton, dass es nun reichte. Meine Mutter drehte sich wortlos um und ging ins Wohnzimmer. Wir drei folgten ihr in die Wohnung, wobei ich direkt in das Zimmer ging, das ich mir mit meinen Brüdern teilte. Ich hörte, wie die Polizisten eine Weile mit meiner Mutter redeten, dann verließen sie endlich die Wohnung. Ich saß auf dem unteren Teil des Etagenbettes, als die Zimmertür aufflog. Meine Mutter stürmte herein und schrie und schimpfte, dass sie sich für mich schämte und nicht wüsste, wieso ich so ein schrecklicher Junge sei. Dann bekam ich noch eine Ohrfeige. Ich sagte ihr, dass mir die Sache leidtat und ich ganz sicher nie wieder stehlen würde. Sie hob erneut drohend die Hand, schlug mich aber nicht mehr. Einige Sekunden lang stand sie schweigend vor mir, auch wenn ihre Augen mich weiterhin wütend anfunkelten. Dann drehte sie sich um und verließ das Zimmer. Der erste Ansturm war also vorbei. Heute Abend, wenn mein Vater von der Arbeit kam, würde sich die Szene noch einmal wiederholen, nur dass ich mich dann noch ein wenig mehr respektvoll

und gehorsam zeigen musste. Und dann würde alles wieder gut sein. So lief das immer ab.

Meine Eltern stammen aus einem kleinen Dorf in der Türkei und sind nicht sonderlich gebildet. Und von Kindern hatten sie keine Ahnung. Wenn meine Brüder oder ich etwas angestellt hatten, setzte es Ohrfeigen. Mehr fiel ihnen nicht ein, was für mich den Vorteil hatte, dass ich immer wusste, was mich erwartete.

Mein Vater war 1969 nach Deutschland gekommen und hatte meine Mutter 1970 nachgeholt. Er arbeitete im Schichtdienst bei BMW in München am Fließband und schraubte den ganzen Tag oder die ganze Nacht irgendetwas zusammen. Meine Mutter verdiente für die Familie noch etwas als Zimmermädchen in einem kleinen Stadthotel dazu. Beide waren ziemlich einfache Leute, und damit unterschieden sie sich nicht von den anderen Erwachsenen in unserer Gegend. Wie die Eltern der meisten meiner Freunde sprachen sie fast kein Deutsch. Sie konnten sich zwar verständigen, oftmals geriet die Kommunikation aber schnell ins Stocken, was dann immer die Schuld der Deutschen war.

»Wenn die Deutschen uns verstehen wollen, dann verstehen sie uns auch«, sagte mein Vater zu dem Thema.

Sie waren irgendwann einmal davon ausgegangen, dass sie in Deutschland arbeiten und dann wieder zurück nach Hause gehen würden. Der Plan hatte sich aber schnell erledigt, als wir Kinder kamen. Mein ältester Bruder ist zehn Jahre älter als ich, fünf Jahre später kam der mittlere, und weitere fünf Jahre später, 1984, wurde ich geboren. Wir waren eine typische Neuperlacher Einwandererfamilie.

Ich stand vom Bett auf und verließ das Zimmer. Im Wohnzimmer saß meine Mutter und sah fern. Ich sagte nichts und verließ die Wohnung.

Draußen im Hof erwarteten mich meine Freunde.

»Alter, alles klar?«, fragte Admir und lachte.

»Wieso denn nicht?«, lachte ich ebenfalls.

Dann liefen wir ziellos durch die Gegend, nur um schließlich wieder irgendwo herumzusitzen.

Alles in allem ein ganz normaler Tag bei uns im Hof, in dieser knapp zwei Fußballfelder großen Welt.

Mehmet ist eben kein extremer Einzelfall und kein krimineller Exote! Mir liegt eine Auflistung der Polizei vor, wonach es allein in München etwa 100 vergleichbare Fälle junger Serienstraftäter unter 21 Jahren gibt, und zwar genau im bundesweiten Verhältnis von 40 Deutschen zu 60 Ausländern – die meisten Türken oder Jugoslawen. Wie viele »Mehmet« es in Hamburg, Frankfurt oder Berlin gibt, kann sich jeder vorstellen.

Hans-Peter Uhl (CSU), 1998 Münchner Kreisverwaltungsreferent am 24. November 1998 in der *Welt*

.....

Ich steckte mir noch eine Zigarette an und warf einen letzten Blick auf die Uhr.

Die Schule kotzte mich an. Ich war jetzt schon seit ungefähr zwei Jahren auf der Hauptschule, aber irgendwie konnte ich mit dem Krempel nichts anfangen. Ich war zwar genau wie die meisten anderen in meiner Klasse zwölf Jahre alt, aber in jeder Pause verabschiedete ich mich und ging zu den Älteren. Ich fühlte mich in meiner eigenen Klasse, als hätte man mich in einer Kindergartengruppe eingesperrt. Die Jungs, die schon 15 oder 16 waren, waren mir von ihrer Art und ihrem Humor einfach ähnlicher als meine Klassenkameraden. Sie hörten dieselbe Musik, hatten die gleichen Klamotten an und redeten genau wie ich. Ich sah also keinen Grund, mit den Kindern aus meiner Klasse rumzuhängen und mir irgendwelchen Kram über *Beverly Hills, 90210* anzuhören, oder was auch immer die sich gerade im Fernsehen ansahen. Das hatte mit mir und meinem Leben nichts zu tun.

In ein paar Minuten war die große Pause vorbei, und dann musste ich wieder zurück aus der Raucherecke über den Schulhof schleichen, um dort, am besten ungesehen von den Aufsichtslehrern, so zu tun, als hätte ich mich nicht mit den Älteren und meiner Zigarette hinter irgendwelchen Bäumen versteckt.

»Wo hast denn die Uhr her?«, fragte Jörg, der genau wie Murat und ich hektisch an seiner Zigarette zog, um sie noch rechtzeitig aufzurauchen, bevor die Pause zu Ende ging.

Jörg war, genau wie Murat, bereits 16 Jahre alt. Eigentlich hätten sie schon längst ihren Abschluss haben sollen, aber beide waren in derselben Klasse hängen geblieben und durften nun die zehnte wiederholen. Sie waren bei uns in der Gegend dafür bekannt, dass sie zwar nicht besonders clever waren, dafür aber ziemlich hart zuschlugen, wenn man irgendetwas bei sich trug, was ihnen gefiel. Schuhe, eine Jacke oder eben eine Uhr. Deswegen überraschte mich Murats Antwort auch nicht.

»Hab' ich von so'm Typ gestern.«

»Hat der dir geschenkt, oder was?«, fragte Jörg und tat so, als würde ihn die Antwort seines Kumpels tierisch nerven.

»Nein, die hab' ich dem halt abgenommen«, antwortete Murat und streckte seinen Arm aus. »Is' geil, oder?«

»Sieht echt cool aus«, sagte ich und nickte anerkennend.

»Der scheiß Wichser«, sagte Murat, spuckte auf den Boden vor sich und ließ eine dramatische Pause.

»Wieso?«, fragten Jörg und ich gleichzeitig, ganz so, wie Murat das natürlich von uns erwartet hatte.

Und er fing auch gleich zu erzählen an.

»Ich sitz' da gestern so rum, da kommt der Typ, und ich seh' die Uhr und bin direkt auf den drauf. Und der fängt sich voll an zu wehren und rumzubrüllen wie am Spieß.«

»Der Spasti«, lachte Jörg. »Was hast dann gemacht?«

»Ich hab' dem aufs Maul gehauen, bis der endlich ruhig war, und den angebrüllt: >Gib mir die Uhr oder ich bring' dich um.< Und der hat sofort die Fresse gehalten und mir das Ding gegeben. Ohne Scheiß. Sofort.«

Jörg und ich lachten über den Feigling, der sich nicht mal traute, sein Eigentum zu verteidigen. Murat erzählte weiter.

»Ich hab' die Uhr dann genommen und dann noch ein paarmal in den reingetreten, der Bastard. Und dann hat die Fotze mich richtig angefleht, ich